

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Eigentum als Säule einer freien Gesellschaft
Autor: Röpke, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIGENTUM ALS SÄULE EINER FREIEN GESELLSCHAFT

VON WILHELM RÖPKE

Es gibt eine sozialphilosophische Verirrung, die sich als sozialer Rationalismus kennzeichnen läßt und sowohl bei Sozialisten wie einer bestimmten Gattung von Nationalökonomern, auch solchen nichtsozialistischer Überzeugung, anzutreffen ist. Dieser soziale Rationalismus kommt unter anderem in der Neigung zum Ausdruck, über den Geld- und Einkommensströmen der Volkswirtschaft die grundlegende Bedeutung des *Eigentums* zu übersehen. In Wahrheit ruht die Marktwirtschaft nicht auf einer Säule allein, sondern auf zweien. Sie setzt nicht nur die grundsätzliche Freiheit der Preise und des Wettbewerbs, sondern auch die Einrichtung des Privateigentums voraus, und zwar in dem echten Sinne der freien und rechtlich geschützten Freiheit der Verfügung über das Eigene unter notwendigem Einschluß der Verfügung von Todes wegen.

Eigentum als Voraussetzung der Marktwirtschaft

Um die Bedeutung des Eigentums für eine freie Gesellschaft recht zu verstehen, haben wir zu begreifen, daß es eine doppelte Funktion hat. Eigentum bedeutet nicht nur, daß, wie das Privatrecht lehrt, die individuelle Sphäre der Entscheidung und Verantwortung gegen diejenige der anderen Individuen abgegrenzt wird. Es gewährleistet vielmehr auch den Schutz der individuellen Sphäre gegenüber der politischen Gewalt. Es zieht nicht nur eine horizontale, sondern auch eine vertikale Grenze, und erst in dieser Doppelfunktion kann das Eigentum voll verstanden werden als die unerläßliche Bedingung der Freiheit. Alle früheren Generationen sozialphilosophischer Denker sind sich darüber einig gewesen.

Daß aber das Eigentum nicht nur eine Voraussetzung der Marktwirtschaft ist, sondern schlechthin zu ihrem Wesen gehört, tritt deutlich hervor, wenn wir folgende Überlegungen anstellen. Wir gehen dabei vom Wettbewerb aus. Über seine zentrale Bedeutung für die freie Wirtschaft ist sich heute jedermann im klaren, indessen ist es nicht zu verkennen, daß der Begriff durch eine Zweideutigkeit beschattet wird, die immer wieder Verwirrung stiftet. Auch kommunistische Regierungen rühmen sich ja, von der Einrichtung des Wettbewerbs in weitem Umfang und mit Erfolg Gebrauch zu machen. Haben wir Grund, daran zu zweifeln, daß den Fabriken in Sowjetrußland, ihren Leitern und sogar ihren Arbeitern und Angestellten Gelegenheit gegeben wird, mit ihren Leistungen in Wettbewerb zu treten? Und hat nicht Tito in Jugoslawien aus der «Dezentralisation» der Staatsbetriebe, die sie in selbständige und miteinander rivalisierende Einheiten auflöst, ein System gemacht, in dem er nicht ohne Stolz eine Art von «sozialistischer Marktwirtschaft» zu erblicken scheint? Läßt sich bezweifeln, daß ein solcher Einbau des Wettbewerbs in ein kollektivistisches Wirtschaftssystem die Wirkung der Leistungssteigerung haben kann, und ist das nicht dieselbe Tugend, die wir meinen, wenn wir die steile Kurve des deutschen Wirtschaftsaufstiegs vor allem der Wiederherstellung des Wettbewerbs zuschreiben?

Doppelnatur des Wettbewerbs

Offenbar liegt hier eine Konfusion vor, die nach Aufklärung ruft. Ihre Ursache liegt darin, daß man die Doppelnatur des Wettbewerbs unbeachtet läßt und Dinge vermengt, die streng geschieden werden müssen. Wettbewerb kann eben zweierlei heißen: eine Veranstaltung zur Stimulierung der Leistung und eine solche zur Steuerung und Ordnung des Wirtschaftsprozesses. In der Marktwirtschaft ist der Wettbewerb sowohl das eine wie das andere und daher eine unübertreffliche Lösung der beiden Kardinalprobleme jedes Wirtschaftssystems: des Problems des ständigen Antriebs zur Höchstleistung und des anderen Problems der ständigen harmonischen Ordnung und Steuerung des Wirtschaftsprozesses. Sprungfeder und zugleich Regulator zu sein, das ist die Rolle, die dem Wettbewerb in der Marktwirtschaft zugewiesen ist, und es ist diese doppelte Funktion, die das eigentliche Geheimnis der auf dem Wettbewerb beruhenden Marktwirtschaft und ihrer unvergleichlichen Leistungen ist.

Wenn wir nunmehr die Frage wiederaufnehmen, ob es einer kollektivistischen Wirtschaftsordnung möglich ist, sich des Wettbewerbs zu bedienen und damit der Marktwirtschaft das Geheimnis ihres Erfolges, ohne Preisgabe der kollektivistischen Natur des Wirtschaftssystems, zu entwenden, so wissen wir, daß es darauf ankommt, welche der beiden

Seiten des Wettbewerbs gemeint ist. Handelt es sich um den Wettbewerb als Mittel des Ansporns, so haben wir es mit einer einfachen psychologischen Technik zu tun, die in der kollektivistischen Wirtschaft nicht minder als in der Marktwirtschaft anwendbar ist, ja als innerhalb jeder menschlichen Gruppe, einer Schule, eines Regiments oder was es auch sei. Es ist sogar zu bemerken, daß hier dem Wettbewerb eine der Marktwirtschaft unbekannt und unmögliche Härte gegeben werden kann, nämlich insoweit, wie sie das davon abhängige Schicksal der Menschen betrifft, während im kollektivistischen System umgekehrt die für die wirtschaftliche Wirksamkeit des Wettbewerbs mindestens so wichtige Auslese im Bereich der sachlichen Produktionsmittel auf die stärksten Hindernisse stößt. Gegenüber den Menschen wird man rücksichtslos mit Zuckerbrot und Peitsche vorgehen, aber eine ganz andere Frage ist es, ob der Wettbewerb des Kollektivismus eine so unerbittliche, richtig gesteuerte und kontinuierliche Auslese unter den Gütergattungen und Produktionsstätten bewirkt, wie sie in der Marktwirtschaft stattfindet.

Selbst unter der — ungerechtfertigt wohlwollenden — Annahme, daß die kollektivistische Staatsleitung, unbeeinflußt durch den hier besonders wirksamen Hang zur Vertuschung von Fehlinvestitionen, den ernstesten Willen zu einer solchen ständigen und dem Wettbewerb gehorchenden Auslese hätte, würde ihr hierfür doch das unerläßliche Kriterium fehlen. Damit kommen wir zu der anderen Funktion des Wettbewerbs: als Instrument der wirtschaftlichen Gesamtordnung und als Regulator des Wirtschaftsprozesses zu dienen. Von einem solchen Gebrauch des Wettbewerbs ist aber jede kollektivistische Wirtschaftsordnung im Gegensatz zur Marktwirtschaft notwendigerweise ausgeschlossen, und zwar deshalb, weil sie, ohne sich selber aufzugeben, außerstande ist, hierfür die unumgängliche Voraussetzung zu schaffen. Diese Voraussetzung ist die echte wirtschaftliche Selbständigkeit der Betriebe. Sie allein ist imstande, die Bildung echter Knappheitspreise für Kosten- und Verbrauchsgüter zu ermöglichen, aber sie ist ohne Privateigentum und die mit ihm einhergehende Dispositionsfreiheit nicht vorstellbar.

So greift eins ins andere: Wettbewerb als Regulator setzt freie Marktpreise voraus, diese haben zur unerläßlichen Bedingung die echte Selbständigkeit der Wirtschaftseinheiten, und diese steht und fällt mit Privateigentum und Dispositionsfreiheit, die durch keine Planwirtschaft aufgehoben oder gestört ist. Da eine kollektivistische Wirtschaft die letzte Bedingung unter keinen Umständen erfüllen kann, ohne aufzuhören, eine kollektivistische zu sein, so bleibt sie von den Vorteilen des Wettbewerbs in seiner doppelten Funktion als Ordnungs- und als Steuerungsmittel ausgeschlossen. Einen solchen Wettbewerb künstlich zu veranstalten, wäre für sie so sinnlos, wie wenn ich mit mir selber Bridge spielen wollte. «Sozialistischer Wettbewerb» kann also bestenfalls nur Stimulierung der Leistung (möglicherweise der wirtschaftlich

falschen), nicht aber Ordnung und Steuerung des Wirtschaftsprozesses erreichen. Immer wird ihr nur die eine Hälfte dessen zugänglich sein, was wir unter Wettbewerb in der Marktwirtschaft verstehen, und die Frage ist berechtigt, ob damit nicht sogar diese dem Kollektivismus erreichbare Hälfte — der Wettbewerb als Leistungsansporn — zur Minderwertigkeit verurteilt ist. Wie dem auch sei: die entscheidende Schwäche jeder kollektivistischen Wirtschaft ist darin zu erblicken, daß sie sich bestenfalls mit der einen Hälfte des Wettbewerbs begnügen muß und damit auch diese gutenteils entwertet. Hingegen ist es die unvergleichliche Stärke der Marktwirtschaft, daß sie allein über den Wettbewerb in seiner Doppelnatur verfügen kann, und nur als ein solches Ganzes ist er echt und vollwertig. Wie die unheilbare Schwäche des Kollektivismus in seiner notwendigen Beschränkung auf die eine Seite des Wettbewerbs liegt, so der nicht einzuholende Vorsprung der Marktwirtschaft in ihrer Möglichkeit, beide Seiten miteinander zu verbinden. Das ist ihr Privileg, aber es steht und fällt mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln.

Der Irrtum des sozialen Rationalismus

Wenn diese wirtschaftliche Funktion des Eigentums und vielleicht noch mehr seine moralische und soziologische Bedeutung für eine freie Gesellschaft hartnäckig verkannt zu werden pflegt, so gewiß deshalb, weil es dem sozialen Rationalisten schwer fällt, die moralisch-geistige Welt, der das Eigentum angehört, auch nur zu verstehen, geschweige denn ihr Sympathie entgegenzubringen. Da nun der soziale Rationalismus mehr und mehr das Feld behauptet, so ist es nicht erstaunlich, daß das Eigentum als Einrichtung bedenklich ins Schwanken geraten ist und selbst Diskussionen über Fragen der Unternehmung und der Betriebsleitung in einer Weise geführt werden, die uns den Eindruck geben, als ob der Eigentümer nach dem Konsumenten und dem Steuerzahler in die Kategorie des «forgotten man» herabgesunken sei. In Wahrheit kann die Rolle des Eigentums nur verstanden werden, wenn wir es als Beispiel für etwas nehmen, was weit über das Feld des Sichtbaren und Meßbaren hinausreicht. Es illustriert die Tatsache, daß die Marktwirtschaft eine Form der wirtschaftlichen Ordnung ist, die einer Lebensauffassung und einer gesellschaftlich-moralischen Welt zugeordnet ist, die wir nunmehr genauer zu bestimmen haben. «Bürgerlich» ist hier das nicht zu umgehende Wort, so sehr sich auch eine durch ein Jahrhundert marxistischer Propaganda verbildete Massenvorstellung (vor allem der intellektuellen Massen) gegen eine solche Kennzeichnung sträuben oder sie lächerlich finden mag.

Diese «bürgerliche» Grundlage der Marktwirtschaft ist ehrlich anzuerkennen. Sie muß um so nachdrücklicher betont werden, als die roman-

tisch-sozialistische Revolte gegen das Bürgerliche seit Generationen mit erstaunlichem Erfolg eine Parodie des Begriffs verbreitet hat, von der es außerordentlich schwer ist sich zu befreien. In Wahrheit kann die Marktwirtschaft — und mit ihr die gesellschaftliche und politische Freiheit — nur als Stück einer bürgerlichen Gesamtordnung und in ihrem Schutze gedeihen. Das soll heißen, sie setzt eine Gesellschaft voraus, in der bestimmte grundlegende Dinge respektiert werden und dem ganzen Gewebe der gesellschaftlichen Beziehungen Farbe geben: individuelle Anstrengung und Verantwortung, unantastbare Normen und Werte, im Eigentum verankerte Unabhängigkeit, Wägen und Wagen, Rechnen und Sparen, selbstverantwortliche Lebensplanung, rechte Einbettung in die Gemeinschaft, Familiensinn, Sinn für Überlieferung und die Verbundenheit der Generationen bei offenem Blick für Gegenwart und Zukunft, rechte Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft, feste moralische Bindung, Respekt vor der Unantastbarkeit des Geldwertes, der Mut, es mit dem Leben und seinen Unsicherheiten männlich auf eigene Faust aufzunehmen, der Sinn für die natürliche Ordnung der Dinge und eine unerschütterliche Rangordnung der Werte. Wer darüber die Nase rümpft und dahinter «Restauration» und «Reaktion» wittert, ist ernsthaft zu fragen, für welche Wertordnung und Leitbilder er denn im Kampfe mit dem Kommunismus in die Schranken zu treten gedenkt, ohne bei ihm selber Anleihen zu machen.

Wasserscheide der Sozialphilosophien

Zu sagen, daß die Marktwirtschaft einer im Kerne bürgerlichen Gesamtordnung zugeordnet ist, heißt gleichzeitig, daß sie eine Gesellschaft voraussetzt, die das Gegenteil einer proletarisierten Gesellschaft in dem weiten und prägnanten Sinne ist, den der Verfasser dieses Aufsatzes unermüdlich klarzumachen bestrebt ist, und nicht minder das Gegenteil der Massengesellschaft. Unabhängigkeit, Eigentum, individuelle Reserven, natürliche Anker des Lebens, Sparen, Verantwortungsbewußtsein, vernünftige Lebensplanung, all das wird einer solchen proletarisierten Massengesellschaft fremd, ja widerwärtig und verächtlich. Aber wir müssen anerkennen, daß eben dies die Voraussetzung einer Gesellschaft ist, die ihre Freiheit bewahren will. Der Augenblick ist gekommen, da wir unter keinen Umständen mehr der Erkenntnis ausweichen können, daß hier die wahre Wasserscheide der Sozialphilosophien ist und unerbittlich eine Wahl von jedem einzelnen getroffen werden muß, in dem Bewußtsein, daß zwischen Wegen zu wählen ist, die unveröhnlich und für das Schicksal unserer Gesellschaft schlechthin entscheidend sind.

Haben wir das erkannt, so kommt es darauf an, im einzelnen die Anwendung zu machen und auf jedem Felde die Folgerungen zu ziehen. Dabei werden wir bemerken, nicht ohne Erschrecken, wie weit wir alle bereits in die Denkgewohnheiten einer wesentlich unbürgerlichen Welt hinabgezogen sind. Daß das vor allem für die Nationalökonomien selber gilt, wird deutlich, wenn wir an ihre Neigung denken, sich arglos einem Denken in Geld- und Einkommensströmen hinzugeben und über der mathematischen Eleganz der heute beliebten makro-ökonomischen Analyse, über den Problemen der sich bewegenden Totalquanten, über den Verführungen grandioser Projekte balanzierter volkswirtschaftlicher Dynamik, über der Schwungkraft der Reklame oder des Konsumentencredits, über den Vorzügen der «funktionellen» Finanzpolitik oder über dem Fortschrittsglanz der Riesenunternehmungen die Frage zu unterlassen, was dabei aus den Werten und Einrichtungen der bürgerlichen Welt wird, für oder gegen die wir uns entscheiden müssen. So ist es denn auch überaus bezeichnend, daß Keynes, der dieser Neigung der Nationalökonomien den stärksten Anstoß gegeben hat, durch seine ebenso banale wie zynische Bemerkung «In the long run, we are all dead» Ruhm und Bewunderung hat ernten können, obwohl es niemandem hätte entgehen sollen, daß aus dieser Bemerkung derselbe entschieden unbürgerliche Geist spricht wie aus der Devise des Ancien Régime: *Après nous le déluge*. Sie verrät die durch und durch unbürgerliche Unbekümmertheit um das Morgen, die einen bestimmten Stil moderner Wirtschaftspolitik geprägt hat und uns verleitet, Schuldenmachen als eine Tugend und Sparen als bedenklich anzusehen.

Die Verständnislosigkeit, ja Feindseligkeit, mit der heute solche Betrachtungen in weitesten Kreisen aufgenommen zu werden pflegen, liefert einen neuen Beweis dafür, wie sehr der soziale Rationalismus in allen seinen Varianten und Ausstrahlungen bereits das Feld beherrscht und damit die Grundlage der Marktwirtschaft unterminiert. Eine dieser Ausstrahlungen ist das Ideal, in einem Minimum an Arbeitszeit ein Maximum an Geldeinkommen zu gewinnen, um dann — mehr und mehr unterstützt vom Borgkauf — in maximaler Konsumtion an den standardisierten Erzeugnissen unserer modernen Massenproduktion den Ausgleich zu finden. Indem so der Mensch zum *Homo sapiens consumens* reduziert wird, verschwindet aus dem Blickfelde alles, was außer dem Geldeinkommen und seiner Umsetzung in Güter das Glück des Menschen bestimmt. Dazu rechnet vornehmlich zweierlei: zum ersten die Weise, wie die Menschen arbeiten, eine Weise, die darüber entscheidet, ob sie den in der Arbeit verbrachten Teil ihres Lebens rein auf die Passivseite ihrer Lebensbilanz setzen oder aus ihr einen Aktivwert zu gewinnen vermögen, und zum anderen die Art, wie sie außerhalb der Arbeit wohnen, leben, denken und an den natürlichen Formen der Existenz teilhaben. Es ist aber eine unweise, den Menschen verkennende und sein Bild ver-

zerrende Anthropologie, die uns blind macht gegen die Gefahr, daß bei aller materiellen Prosperität das Niveau des schlichten Glückes nicht steigt, ja sogar sinkt, weil es um die genannten beiden Grundbedingungen vitaler Befriedigung schlecht bestellt ist. Sie hindert uns auch, das wahre Wesen des Proletarismus und die echte Aufgabe der Sozialpolitik zu erkennen.

Proletarische und nichtproletarische Existenzform

Einer oberflächlichen, rein materiellen Auffassung des Proletarismus entspricht die selbstzufriedene Meinung, daß in unserer Zeit in den fortgeschrittenen Industrieländern des Westens mit ständig sinkender Arbeitszeit und ständig steigenden Löhnen, mit immer breiterem Konsum, mit wirksameren arbeitsrechtlichen Sicherungen, mit freigebigeren Sozialdiensten und anderen Dingen, um die sich die herkömmliche Sozialpolitik dreht, der Proletarier ausstirbt wie der Uhu. Gewiß geht der Proletarismus, wie ihn ein solcher sozialer Rationalismus versteht, zurück, aber die Frage wird dadurch nur um so dringender, ob nicht gleichzeitig und möglicherweise gefördert durch diese an sich erfreuliche Entwicklung immer weitere Schichten einem Proletarismus in einem subtileren Sinne anheimfallen, im Sinne eines sozialen Humanismus, der mit anderen, aber für das Glück der Menschen und für die Gesundheit der Gesellschaft entscheidenden Kriterien mißt. Es sind jene uns nun sattsam bekannten Kriterien, die jenseits des Marktes, der Geldeinkommen und ihres Verbrauches liegen. Erst dann erkennt man die Aufgabe jener echten Sozialpolitik, die ich vor anderthalb Jahrzehnten in meiner «Gesellschaftskrisis der Gegenwart» gefordert hatte und der mein Freund *Alexander Rüstow* jetzt den glücklichen Namen «Vitalpolitik» gegeben hat.

Der Ring dieser Betrachtungen schließt sich, wenn wir beachten, daß es wiederum vor allem das Eigentum ist, das die nichtproletarische Existenzform von der proletarischen unterscheidet. Wenn man das begriffen hat, so hat man sich vom sozialen Rationalismus unserer Zeit wahrhaft befreit. Daß von hier ein kurzer und unmittelbarer Weg zu dem großen Problem des konstanten Inflationsdrucks der Gegenwart führt, der sich zu einer allen sichtbaren Gefahr für die Marktwirtschaft entwickelt hat, sollte heute klar geworden sein.

Der vorstehende Aufsatz wird, mit unwesentlichen Änderungen, in ein Buch des Verfassers aufgenommen, das in einigen Monaten unter dem Titel «Jenseits von Angebot und Nachfrage» im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, erscheint.